Der Wirthin Töchterlein.

Von Robert Misch.

Ich war endlich angestellt worden, und sogar in Berlin, wo ich an einem der neueren Gymnasien die Jugend von Sexta mit den ersten Geheimnissen der Sprache Ciceros bekannt machen und der Quinta alte Geschichten einpauken sollte. So hatte ich endlich das Ziel meiner Sehnsucht erreicht, ich hatte eine feste Anstellung.

Mit großem Eifer lag ich den Pflichten meines neuen Amtes ob und fühlte mich wohl dabei. Auch meine Privatverhältnisse gestalteten sich sehr angenehm. Ich fand Anschluß bei einigen verheiratheten Kollegen, bei denen ich das lang vermißte Familienleben wieder schätzen lernte. Außerdem hatte ich eine hübsche, behagliche Stube mit einem kleinen Schlafkabinett bei einer Postbeamtenwittwe gemiethet, wo ich mich bald wie zu Haus fühlte. Die Frau war äußerst liebenswürdig und höchst besorgt um meine Bequemlichkeit.

Wenn ich verärgert oder müde heimkam, fand ich alles so sauber und behaglich hergerichtet, Pantoffel und Schlafrack lagen bereit, meine Bücher waren geordnet, jede Spur von Unordnung vertilgt. Man trieb die zarte Aufmerksamkeit zuweilen so weit, daß man meine Vasen mit Blumen schmückte, da es gerade Frühling war. Kurz, das Zimmer machte gar nicht den Eindruck einer „Junggesellenbude."

Die Fee, die hier so segensreich waltete, war meiner Wirthin Töchterlein, eine zarte, schlanke Blondine, etwa 19 Jahre alt, mit einem hübschen, feinen Gesicht und blauen Augen. Vom ersten Tage an gefiel sie mir. Wir wurden denn auch bald gute Freunde und verlebten manche vergnügte Stunde mit einander. Des Abends ging ich oft zu den Damen hinüber, nahm auf Aufforderung der Mutter an ihrem Abendbrot theil, spielte mit der Tochter vierhändig Klavier oder Schach oder mit allen beiden Sechsundsechzig.

Ich war allerdings etwas überrascht, beinahe verstimmt, als ich in der ersten Monatsrechnung jede dieser Mahlzeiten, die ich natürlich als Einladung betrachtet hatte, gewissenhaft verzeichnet fand — und zwar ziemlich hoch, so daß ich im Restaurant eigentlich billiger gespeist hätte. Aber ich machte mir bald klar, daß dies durchaus gerechtfertigt sei, da die Damen nur von einer schmalen Pension und dem Vermiethen des Zimmers lebten. Ueberhaupt fand ich die Rechnungen der guten Frau Bolt etwas hoch; aber sie setzte mir auseinander, daß ich Berlin nicht mit der Stelle der Provinz messen dürfe. Hier sei eben alles doppelt und dreifach so theuer, wie in meiner Heimath. Ich solle Gott danken, daß ich zu ihr gekommen sei, zu einer feinen, gebildeten Frau. Wäre ich in die Hände einer richtigen Berliner Zimmervermietherin gerathen, dann würde ich jeden Knopf, den man mir annähte, extra bezahlen müssen.

Sicher verhielt sich das so. Außerdem hätte ich den angenehmen Umgang und das hübsche, gemüthliche Heim garnicht mehr entbehren können. Deshalb blieb ich auch, als mich Frau Bolt steigerte. Sie erzählte mir mit thränenden Augen, daß ihr der Hauswirth ebenfalls die Miethe hochgeschraubt hätte; auch mehr Steuern verlangte man ihr jetzt ab. Deshalb müsse sie mich, wenn auch schweren Herzens, ebenfalls steigern.

„Sie werden doch deswegen nicht von mir fortziehen, lieber Herr Doktor? Ich bekomme ja Miether genug, selbst wenn ich den Preis noch höher ansetze, als Sie jetzt zahlen sollen. Aber wir haben uns so sehr an Sie gewöhnt, wir betrachten Sie wie zur Familie gehörig."

Ich war ganz gerührt und beeilte mich, ihr zu versichern, daß ich selbstverständlich bliebe und diese Gefühle ganz und gar theilte. Ich schwor ihr zu, daß ich sie niemals verlassen würde, wenn ich mich nicht gerade verheirathete — hier wurde ich roth, und sie lächelte — oder wir uns etwa, was ich für gänzlich ausgeschlossen betrachtete, veruneinigten.

Auf der nächsten Wochenrechnung fand ich auch den Preis für das Frühstück erhöht. Frau Bolt war selbst ganz verzweifelt darüber; aber der Milchmann und der Bäcker hätten aufgeschlagen, schon seit mehreren Wochen. Sie hätte es mir verheimlichen wollen, und bisher aus ihrer eigenen Tasche zugesetzt. Aber das ginge doch nicht länger, das sehe ich wohl selbst ein.

Ich versicherte ihr, daß ich mich schämen würde, ihr das Geld so aus der Tasche zu stehlen, und selbstverständlich auch den früheren Aufschlag nachzahlen würde, was sie nach einigem Sträuben denn auch annahm. Welch eine brave, fein empfindende Frau! Ich pries mich glücklich, daß ich in dem großen Berlin durch Zufall gerade hierher gekommen war.

Und dann—ich leugne es nicht—war ich verliebt, und das gründlich! Suschens zarte, blonde Schönheit, die so ganz meinem und Goethes Grethchen-Ideal entsprach, ihr sanfter, anschmiegsamer Charakter, ihre Liebenswürdigkeit, ihr kluges, holdes Geplauder, das Interesse, das sie an meinen Studien nahm, ihre Hausfraueneigenschaften — sie kochte geradezu ideal—alle diese vereint so seltenen Eigenschaften hatten mich in einen wahren Taumel des Entzückens versetzt.

Ich würde mich schon längst erklärt haben, wenn ich sicher gewesen wäre, Erhörung zu finden. Fräulein Suschen machte mir zwar zuweilen „süße Augen"; aber die hatte sie eben von Natur. Ich fürchtete aus dem Paradiese vertrieben zu werden, wenn ich mich entdeckte, ohne Gegenliebe zu finden. Denn natürlich wäre es für beide Theile peinlich gewesen, nach einem Korbe den Verkehr fortsetzen und täglich zusammenkommen zu müssen.

Ein älterer Kollege, dem ich mich anvertraute, lachte mich zwar gehörig aus. Er meinte, Mutter und Tochter würden mit beiden Händen zugreifen.

„Eine arme Postsekretärswittwe — und Sie, ein begabter junger Gymnasiallehrer, der es noch einmal weit bringen kann!—Lächerlich!"

Ich sollte vorsichtig sein, und mich um Gottes Willen nicht einfangen lassen, ehe ich nicht den Charakter des Mädchens, ihre Herkunft und ihre Verwandtschaft genau geprüft und erkundet hätte. Als ob ich nicht ihren Charakter bei so vertrautem Zusammenleben besser ergründet hätte, als den irgend einer jungen Dame, die man flüchtig bei einigen Gesellschaften kennen lernt, wo sie auch in geistiger Beziehung eine Festtoilette anlegt.

Und ihre Herkunft kannte ich ja. Die Leute waren zwar arm, der Vater wohl nur ein Subalternbeamter gewesen, aber trotzdem hatte die Tochter eine gute Erziehung erhalten. Und wie sie sich für meine Stunden interessirte.

Suschen, dessen war ich sicher, würde nur nach ihrem Herzen wählen. Ob dies aber für mich sprach, war mir trotzdem noch zweifelhaft.

So kamen die großen Ferien heran, und ich beschloß, die Schicksalsfrage bis nach Beendigung derselben zu vertagen. In diesen sechs Wochen, in der Entfernung von der Geliebten, konnte ich mein Herz noch einmal prüfen. Und dann wollte ich mich erst meiner alten Mutter anvertrauen. Brieflich ließ sich so etwas nicht gut machen. Ich nahm gerührten Abschied von den beiden Damen und segelte von dannen.

Bei meinem Mütterchen verlebte ich einige glückliche Wochen. Sie hatte natürlich nichts gegen meine Heirathspläne einzuwenden, rieth mir aber, noch ein Vierteljahr zu warten. Sie wolle mich in Berlin besuchen und bei der Gelegenheit meine Auserkorene gründlich in der Nähe ansehen.

Nach etwa zwei Wochen traf ein Brief aus Berlin ein, als Antwort auf eine begeisterte Schilderung, die ich den Damen von meinen Ferienfreuden und meinem Heimathsglück entworfen hatte. Die Alte schrieb mir geradezu, daß sie sich nach unserem gemüthlichen Beisammensein sehne. Und Suschen — wenn ich kühn war, nannte ich sie Fräulein Suschen—theilte mir mit, daß sie Beide viel von mir sprächen und daß sie oft in meinem Zimmer säße und lese und meinen Kanarienvogel füttere, und daß sie sich sehr auf meine Rückkehr freue.

Ich war selig darüber, Ferienlust und Heimathsfreude fingen an zu verblassen und zu verschrumpfen gegen die Sehnsucht nach der Weltstadt oder vielmehr offen gesagt, nach Suschen, die mir meine Phantasie unaufhörlich vor Augen zauberte. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und beschloß, meinen Aufenthalt um eine Woche abzukürzen.

Mein Mütterchen lächelte verstohlen, als ich stockend „Geschäft" und „Arbeiten" in der „Königlichen Bibliothek" vorschützte, um meine verfrühte Abreise zu entschuldigen. Sie ahnte wohl, welcher Magnet mir unwiderstehlich zurückzog, ließ sich aber nichts merken und versprach mir nochmals beim Abschied, mich in einigen Monaten zu besuchen.

Da ich die Damen überraschen wollte, hatte ich ihnen meine Ankunft nicht angezeigt. Die Droschke, die ich auf dem Bahnhof nahm, fuhr mir nicht schnell genug. Endlich war ich am Ziel meiner Sehnsucht.

Ich eilte beflügelten Schrittes die drei Treppen hinauf und konnte vor Herzklopfen kaum öffnen. Wahrscheinlich saß das liebe, sanfte, holde Mädchen jetzt einsam in meinem Zimmer mit ihrer Stickerei oder einem Buch, träumte von mir oder scherzte mit meinem Kanarier. Ganz leise schloß ich auf und wollte behutsam über den Korridor in meine Stube schleichen, um sie zu überraschen. Aber ein wüstes Geschrei schallte mir von dort her entgegen. Ich trat erstaunt näher. Die Thür meines Zimmers war nur angelehnt. Anfangs konnte ich aus dem Quodlibet zanken der, keifender Stimmen nichts verstehen, so laut und ungestüm schrieen sie durcheinander.

„Heißes Wasser drei Mark für die zwei Wochen?!" brüllte eine mir gänzlich fremde, wuthbebende Männerstimme. „Das ist stark!"

„Und Petroleum für eine Lampe sechs Mark, das ist die reine Geldschneiderei!" sekundirte eine weibliche Stimme, ebenfalls unbekannten Ursprungs.

Ich lugte vorsichtig durch die Thürspalte. Da standen ein fremder Herr und eine fremde Dame, wie es schien, zur Abreise gerüstet, neben einem Koffer und anderem Reise-Gepäck. Vor ihnen meine Wirthin, aber so hatte ich sie noch nie gesehen. Aus ihren Augen loderte es gittig, um ihren Mund spielte ein höhnisch-grimmiges Lächeln. Das ganze Gesicht hatte einen Zug von Bosheit und Gemeinheit angenommen, der mir noch nie an ihr aufgefallen war und mich wahrhaft erschreckte. Und jetzt legte sie los wie eine Trompete:

„Was unterstehen Sie sich?! Ich schneide Sie?! Wenn Sie nicht Geld genug haben, gehen Sie doch in eine Herberge, nicht in ein feines gebildetes Pensionat! Bei mir logiren nur die allerfeinsten Herrschaften; vor Ihnen hat ein Graf drei Monate dies Zimmer bewohnt. Und ehe Sie nicht alles bis auf Heller und Pfennig bezahlt haben, werden die Sachen hier nicht fortgenommen .... verstehen Sie mich?!"

Ich war starr. Also vermiethet hatte man das Zimmer! Und mir schrieben sie, das Suschen in meinem „einsamen Stübchen" säße, den Vogel fütterte und den Staub von jedem Buch und jeder Photographie wischte. Und wie unfein die Frau Bolt sich gebärdete, und vor allem—wie sie log! Der Graf, der hier drei Monate logirt hatte, war ich armes Leyrerlein.

Schon wollte ich mich davonschleichen, als plötzlich Suschen in der Thür erschien, die mein Zimmer mit der Wohnstube verband. Neugierig blieb ich stehen. Gewiß wird sie die Mutter beruhigen, die vielleicht schwer gereizt worden ist, wenn mir auch sechs Mark Petroleum für eine Lampe in zwei Wochen geradezu ungeheuerlich erschien.

Aber was war das?! Suschen schimpfte noch lauter als die Mutter, und in Ausdrücken, in Ausdrücken.... Mir wurde heiß und kalt, und es war mir, als ob ich plötzlich einen Schlag in's Gesicht erhalten hätte.

„Sie haben überhaupt eine solche Schweinerei gemacht mit Ihrem Theekochen. Wenn der Graf zurückkommt, wird er das Zimmer nicht wieder erkennen," schrie sie, und die sonst so sanfte Stimme klang schrill wie eine verstimmte Trompete.

„Schweinerei?! — Ich verbitte mir solche Ausdrücke!" rief der Herr empört.

„Ach was — erst soll ich Ihnen den Dreck wegfegen und dann wollen Sie nicht einmal blechen!" entgegnete das holde, sanfte Suschen schnell und stemmte die Arme in die Hüften.

Ihre Augen funkelten, die Lippen waren wuthbleich und messerscharf; auf ihrem verzerrten Gesicht erschienen hochrothe Flecken und derselbe böse Zug um Nase und Mund, der mir schon bei der Mutter aufgefallen war. Mir sank es wie eine Binde von den Augen. Die hatte ich angebetet und gar heirathen wollen, diesen kleinen Drachen! Brr, ich schüttelte mich. Fort, nur schnell fort! Vorläufig schlich ich auf den Zehen in die Küche, setzte mich auf einen Stuhl, stellte mein Köfferchen daneben und überlegte. Eine Weile hörte ich noch den Lärm, dann mochten sie sich wohl geeinigt haben. Plötzlich trat Suschen herein. Bei meinem Anblick schrie sie verlegen auf.

„Sind Sie schon—schon lange hier?"

„Ein Weilchen! Ich wollte nicht stören, weil Sie — mit den neuen Miethern...."

„O, das ist....das sind....wir haben die Leute nur drei Tage lang im Quartier gehabt....mehr aus Gefälligkeit....es sind nämlich Verwandte — von Mamas Freundin. Aber sie haben sich so schlecht benommen und wollten uns schneiden...."

Nachdem ich auch die verlegene Begrüßung der Mutter über mich hatte ergehen lassen, theilte ich ihnen mit, ich sei nur nach Berlin gekommen, um meine Sachen zu packen und wieder abzureisen.

„Abreisen, Herr Doktor?"

Mutter und Tochter sahen sich in grenzenloser Bestürzung an.

„Ja — ich....ich bin....ich habe nämlich eine—eine Berufung oder vielmehr Versetzung nach auswärts erhalten — in meine Heimath."

„Und das hat sich so schnell gemacht?"

„Ja, ganz plötzlich!"

Sie mochten mir wohl ansehen, daß ich log, daß aber hier nichts mehr zu machen sei. Einen Moment flüsterten sie miteinander, dann sagte meine brave Wirthin in einem ganz veränderten schnippischen Ton:

„Sie können erst zum 15. kündigen!"

„Gewiß — ich weiß! Ich werde den ganzen Monat bezahlen! Doch jetzt bin ich müde und will mich ausruhen," fügte ich energisch hinzu und zog mich zurück.

Am anderen Tage suchte ich eine neue Wohnung, bezahlte meine Rechnung und zog aus.

Beinahe hätte es noch Streit gegeben, so unverschämt war die Rechnung, da sie sich jetzt mir gegenüber keinen Zang mehr anzuthun brauchten. Sie wollten die ganze Ferienzeit bezahlt haben. Aber ich zog ihnen drei Tage ab —mehr aus Trotz. Mutter und Tochter nahmen bereits eine Kampfstellung ein, wurden aber sehr kleinlaut und verlegen, als ich sagte:

„Wäre ich ein Graf, so hätte ich Ihnen 14 Tage abgezogen; aber so wollen wir es bei den drei Tagen bewenden lassen!"

Als ich hinter dem Packträger die Wohnung verließ, lachte mir der Wirthin holdes Töchterlein spöttisch nach: „Glückliche Reise, Herr Doktor!"

Ob die sich ebenso geärgert hat, wie ich froh war?! Meine Mutter wünschte mir Glück, als ich ihr genauen Bericht abgestattet und warnte mich für die Zukunft vor den Wirthstöchtern in Berlin. Ich konnte sie beruhigen, ich wohnte jetzt bei einem Schneider, der eine Tochter— von drei Jahren hat.

Treffender Bescheid.

Dame: „Also Sie sind immer noch ledig, Herr Inspektor?"

Inspektor: „Jawohl, ich bin so frei."

Der Lieutenant und sein Bursche.

Humoreske aus der Fremdenlegion.

So oft ich meines Aufenthaltes in Afrika gedenke, erinnere ich mich gern einer Episode, welche im Casino lange Zeit unseren Gesprächsstoff bildete, und deren Erwähnung jedesmal eine heitere, gemüthliche Stimmung hervorbrachte.

Ein erst vor wenigen Wochen zu unserem Regimente versetzter Kamerad, Lieutenant Petit, der vordem bei den Chasseurs d'Afrique in Algier gestanden, hatte sich in die junge und schöne und, wenn man den umlaufenden Gerüchten Glauben schenken durfte, auch reiche Wittwe Marie Pons sterblich verliebt.

Lieutenant Petit, der, ein geborener Franzose, nicht weit von der elsässischen Grenze zuhause war, radebrechte ein wenig Deutsch und hatte sich hier unserem Kegelclub, welcher aus dem Kapitän und den beiden Lieutenants der ersten Compagnie und meiner Person bestand, angeschlossen. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter und trotz seines leichtlebigen, französischen Charakters bei uns allen beliebt.

Eines Tages waren wir in unserem Stammlocal zu einer gemüthlichen Kegelpartie versammelt; denn unser Wirth, ein geborener Brandenburger, hatte es sich nicht nehmen lassen, für seine Gäste zur trauten Erinnerung an die Heimath eine Kegelbahn zu errichten, die von uns vielfach benutzt wurde.

Lieutenant Petit war noch nicht zugegen und wir erwarteten, von allem möglichen plaudernd, dessen Ankunft, als dieser plötzlich herangesprengt kam und bald darauf aufgeregt und erhitzt zu uns in die Laube trat. Nachdem er sich gesetzt und ein Glas Wein getrunken, erzählte er uns auf unsere erstaunten Fragen seine neueste Entdeckung, die er soeben gemacht.

Nach dem Bilde, welches uns der Lieutenant mit begeisterten Worten von der Dame, deren Bekanntschaft er soeben zufällig gemacht, entwarf, mußte dieselbe ein Bild von Schönheit sein. Der herbeigerufene Wirth bestätigt die Angaben unseres Freundes, und da er noch hinzufügte, daß die schöne Frau Pons, die erst zweiundzwanzig Jahre alt und schon seit zwei Jahren Wittwe sei, auch für reich gelte, so konnten wir weiter nichts, als unserem Petit zu seiner Eroberung Glück zu wünschen.

Er ist sterblich in die junge Wittwe verliebt und ist jeden Sonntag und zuweilen auch in der Woche, Gast in der herrlichen Villa, welche von derselben bewohnt wurde. Trotzdem der Lieutenant von seiner Angebeteten noch keine besonderen Beweise ihrer Zuneigung empfangen hatte, glaubte er doch zu bemerken, daß er der schönen Frau nicht gleichgiltig geblieben sei, und so cursiren denn schon die verschiedensten Gerüchte über die nahe bevorstehende Verlobung des eleganten Lieutenant Petit mit der schönen und reichen Spanierin, wozu wir selbstverständlich schon im voraus herzlich gratulirten.

Die junge Wittwe war eine große Blumenfreundin und hatte ihre besondere Vorliebe für Blumen dem Lieutenant gegenüber erwähnt und so mußte denn jeden Morgen Karl Eckart, der gewandte und schneidige Bursche des Lieutenants mit einen köstlichen Blumenstrauße zur Villa hinaus.

Karl Eckart, ein geborener Deutscher, der in seiner Heimath als Student ein flotter Corpsbruder gewesen sein mußte, war hier, trotz seines einfachen Soldatenanzuges, eine nicht zu verachtende Persönlichkeit. In Hannover geboren, hatte er das dortige Gymnasium absolvirt und war dann nach Berlin gegangen, um hier Jura zu studiren. Da er aber während fünf Jahre vor Früh- und Abendschoppen nicht zum Studium kam, und er sich zur Ablegung eines Examens nicht entschließen konnte, so kam es mit seinem Vater zu scharfen Auseinandersetzungen, infolgedessen er Deutschland verließ. Nachdem er sich in Belgien und Frankreich eine Zeitlang vergebens nach einem passenden Engagement umgesehen hatte, ließ er sich, da seine Mittel zu Ende, und er zu stolz war, an seinen Vater zu schreiben, um dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen, in seiner Verzweiflung für die Fremdenlegion in Algier anwerben. Durch seinen Diensteifer wußte er sich bald das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erwerben, und nachdem er auf unseren Vorschlag Bursche des Lieutenant Petit geworden, ging es ihm ganz leidlich.

Durch die täglichen Aufträge des Lieutenants hatte Eckart Gelegenheit, mit der jungen Wittwe bekannt zu werden. Sein gewandtes Benehmen, seine elegante Sprache waren ihr aufgefallen und da sie schon Gelegenheit gehabt, viele von der Legion kennen zu lernen und Eckart leicht als ein Deutscher zu erkennen war, so ließ sich die schöne Frau Pons mit Eckart in ein Gespräch ein, wobei sie denn erfuhr, daß Eckart ein Deutscher und ehemaliger Corpsstudent.

Sie mochte Gefallen an dem Wesen des Deutschen gefunden haben, und so erfährt denn auch Eckart, daß sie eine Landsmännin von ihm ist. Auch sie ist aus Hannover gebürtig, wo ihre Eltern, die ein nicht unbedeutendes Vermögen besaßen, lebten. Als sie kaum dreizehn Jahre alt war, wurden ihr beide Eltern in wenigen Wochen durch eine Krankheit entrissen und ein in Luxemburg wohnender Onkel nahm sich liebevoll der Elternlosen an und ließ sie in seinem Hause aufs beste erziehen. Gelegentlich einer Reise nach Italien lernte sie den Spanier Pons kennen, der sich in sie verliebte. Da auch ihr Onkel gegen diese Heirath nichts einzuwenden hatte, schenkte sie seinen Werbungen Gehör und so fand denn wenige Wochen darauf in Neapel die Hochzeit statt. Von Italien waren sie nach Sidi Bel Abbs gekommen, um hier die Flitterwochen zu verleben. Sechs Monate nach ihrer Hochzeit war sie Wittwe. Ihr Gatte, der die wildesten und unbändigsten Pferde bestieg, wurde eines Tages todt nach Hause gebracht.

Durch diese gegenseitigen Erzählungen von der geliebten Heimath, dem lieben deutschen Vaterlande, wurden sie bekannt und es währte garnicht lange, so hatte die oberflächliche Bekanntschaft einer tieferen, ernsteren Neigung Platz gemacht.

Wohl hatte die schöne Wittwe zuweilen Vergleiche angestellt zwischen dem leichtlebigen französischen Lieutenant und seinem deutschen Burschen, doch waren dieselben stets zu Gunsten des letzteren ausgefallen und Frau Pons war nur noch darauf bedacht, wie sie die Bekanntschaft des Lieutenant, der auch nicht die geringste Ahnung hatte, welche Rolle er in der Herzensangelegenheit seiner Angebeteten zu spielen berufen war, dazu benutzen könne, um ihren deutschen Landsmann zu helfen.

Eines Tages bringt sie geschickt das Gespräch auf die Fremdenlegion und fragt ob es nicht möglich wäre, den einen oder andern der Soldaten vom Dienste zu befreien.

Er ist entzückt, eine Gelegenheit zu haben, der Dame seines Herzens einen Gefallen zu thun und so nimmt er denn mit vielem Danke die tausend Francs welche ihm Frau Pons mit der Bitte übergiebt dieselben zur Befreiung seines Burschen zu verwenden.

Am nächsten Morgen meldet sich Karl Eckart krank. Der Arzt constatirt eine Augenkrankheit und veranlaßt die Ueberführung ins Lazareth, worauf Karl Eckart nach acht Tagen nach stattgehabter Untersuchung durch den Generalarzt wegen Myopie als dienstuntauglich entlassen wird.

Frau Pons, die von allem unterrichtet ist, erwartet den Geliebten in Algier, von wo aus sie den nächsten Dampfer nach Italien benutzen. Wenige Wochen später findet in Rom die Trauung statt. Nach einer Hochzeitsreise durch die Schweiz und Tirol langen sie in Hannover an, wo die Aussöhnung mit Eckart's Eltern stattfand.

Bald darauf siedelte das junge Ehepaar nach Berlin über wo Eckart mit erneutem Eifer sein Studium wieder aufnimmt und dann auch bald darauf eine angesehene Stellung im Staatsdienst errang.

Und unser Freund Petit?

Er ist erstaunt, als er von der plötzlichen Abreise der so heiß Angebeteten erfährt. Seine Verwunderung steigt aber auf's höchste, als er nach einigen Wochen aus Rom einen Brief erhielt, worin ihm die schöne Wittwe von ihrer soeben stattgehabten Trauung mit Karl Eckart seinem früheren Burschen, dem er so großmüthig zur Freiheit verholfen, mittheilt und sich zugleich für seine thatkräftige Hilfe, wodurch ihr Glück begründet wurde, bedankt.

Lieutenant Petit hat seitdem keine deutsche Burschen mehr, soll sich auch geschworen haben, nie mehr junge, schöne, reiche Wittwen zu lieben.

Ob er seinen Schwur halten wird?

Der Berliner im Felde.

Generaloberst von Loe rühmte neulich beim Festmahle im Berliner Rathhause den erfrischenden Humor der Berliner im französischen Feldzuge. Hier einige Blüthen dieses Humors:

Als man die Transporteure der ersten bei Wörth gefangenen Franzosen fragte, welchen Eindruck die Turcos auf die deutschen Soldaten gemacht hätten, antwortete ein alter Unteroffizier und geborener Berliner schnell und treffend: „Sie uff uns? Jar keenen! Aber wir uff ihnen!" Es war bei Le Bourget.

Das Franzregiment hatte neue Lorbeeren errungen, aber Viele waren niedergestreckt bei der Erstürmung der Barrikaden der Wachstuchfabrik. Um unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, ließ der Divisionscommandeur „Gewehr in Ruh" blasen. Stillschweigend nahm man Gewehr bei Fuß und harrte der weiteren Dinge. Da rief Grenadier Pengel, ein echter Berliner, seinen Kameraden zu: Paßt auf, Jungens, nu kommt „das Ganze sammeln" und dann „die Herren Offiziere zur Kritik". Dieser Kalauer brach den Bann und eine schallende Lachsalve heiterte die Gemüther auf.

Ein verwundeter Berliner und ein Franzose lagen dicht bei einander und kamen alsbald in's Gespräch. Der Franzose, der etwas Deutsch radebrecht, sagt pathetisch: „Und nir kaput sein uns're Gloire! Revanche! Das heißen uns Victoria. Revanche! Da zeig Prussiens sein Courage!" Berliner: „Manneken, det jiebt 'ne neue Blamage!" Franzose: „La France in neue Glanz partout!" Berliner: „Ja Glanz, und wir liefern die Wichse dazu!"

Zwei Soldaten standen Nachts auf Posten. Der eine setzte sich nieder und war bald vor Müdigkeit eingeschlafen, als eine Kanonenkugel ihm den Kopf wegriß. „Na," rief der Andere aus, „der wird sich wundern, wenn er aufwacht und ihm der Kopf fehlt!"

Schluß eines Feldpostbriefes vom Gefreiten Lehmann: „Eh' ick dissen langen Brief schließe, will ick Dich noch eenen Vers aus unserem Liederbuch abschreiben, der apart for Dir, meine geliebte Karoline, jemacht is:

„Nu adjes, Karoline, wisch ab det Jesicht,
Eine jegliche Kugel die trifft ja nicht;
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Von wo kriegt der König Soldaten dann?"

Halte nur die Kinder hübsch ordtlich. Lude jeht ja nu ins 4. Jahr, da muß er schonst lernen for Vatern im Felde beten. Na adjes Karline und ick bleibe immer Dein ewig jetreuer Lude Lehmann, Gefreiter."

Feldpostbrief des Gefreiten Lehmann: „Geisberg, uff dem Schlachtfelde von Weißenburg, 4. August 1870. Also wir haben die Franzosen heut det erste Mal verhauen und ick bin janz gesund. Um mir herum liejen eene Masse schwarze Deibels, die Turken, die wir jefangen jenommen haben. Et sind aber janze jute Leute; nur mit ihre braune Jesichter und die weißen Pluderhosen und den bunten Beutel um den Kopp sehen sie schaurig aus. Wenn ick erst mehr Zeit habe, beschreibe ick 'mal Allens jenauer. Et grüßt Dir und die Kinder Dein Lude Lehmann."

Die gefühlvolle Kugel.

Lieutenant: „Wenn ich eine Kugel in die Luft schieße, was bringt sie dann zurück, Huber? (Soldat schweigt.) Nun, die An—"

Soldat: „Die An — die An — die Anhänglichkeit!"

In der Verlegenheit.

A: „....Ihren Herrn Vater, den alten Seifensieder, hab' ich gut gekannt!"

Parvenü: „Ja, das Seifensieden war so eine Passion von ihm!"

Vertheilte Rollen.

Neffe (der seinen Onkel vom Lande in ein feines Restaurant führt): „Sieh', Onkel, ich drücke hier auf den Knopf und bestelle!"

Onkel: „Na und dann?"

Neffe: „Dann drückst Du auf den Knopf und bezahlst!"

Zarter Wink.

„Gestern hab' ich Ihretwegen ein Orakelblümchen gefragt, Fräulein Elise!"

„Ist's gut hinausgegangen?"

„Nein, schlecht!"

„Seh'n Sie, warum fragen Sie mich nicht selbst!"

Auch eine Abhaltung.

Herr (im Büreau): „Könnte ich Herrn Frank sprechen?"

Beamter: „Jetzt nicht; er ist beim Herrn Director drin — er avancirt g'rad!"

Zu gewissenhaft.

Bei der Berufszählung führte sich ein höchst gewissenhafter, aber auch sehr zerstreuter Professor in seinen Zählbogen unter der Rubrik: „Vorübergehend abwesende Personen" auf.

Ein kleiner Egoist.

Mutter: „Karl, gib doch Deinem Schwesterchen auch ein Stück Wurst! Getheilte Freude ist doppelte Freude!"

Karl: „Das schon! Aber getheilte Wurst ist nur halbe Wurst!"

Mädchen und Rad.

Einst saß das sittige Mädchen
Beim schnurrenden Rädchen
Und spann. —

Es ist der Fortschritt zu loben!
Heut' sitzt auf dem Rade sie oben —
Und hat Hosen an.

Auch ein Zeitbestimmer.

Radfahrer: „Wie weit habe ich wohl noch bis zur nächsten Kneipe, Landsmann?"

Fußgänger (der ihn lange beobachtet hat): „O, nicht weit mehr.... drei, vier Mal werden's noch bis dahin herabpurzeln!"

Auf dem Heimweg.

A.: „Wenn ich jetzt nach Haus komm', liest mir meine Frau noch erst die Zeitung vor!"

B.: „Meine liest mir auch.... aber die Leviten!"

Ausrede.

Richter: „Sie haben in dem betreffenden Restaurant gegessen, getrunken und sich dann heimlich entfernt, wie kamen Sie dazu?"

Angeklagter: „Ich wollte halt nur 'mal hören, ob der Wirth wirklich so saumäßig grob werden konnte, wie man mir erzählt hatte!"

Selbstbewußt.

Lieutenant: „Gnädiges Fräulein sehen heut angegriffen aus!"

Fräulein: „Ja — der Arzt meinte, ich soll mich elektrisiren lassen!"

Lieutenant: „Ah — brauchen gnädiges Fräulein nur mich anzusehen!"

Gemüthlich.

Hausherr: „Hoffentlich können Sie perfekt kochen.... ich mache große Ansprüche!"

Neueingetretenes Dienstmädchen: „Na, verwöhnter als mein Schatz können S' auch nit sein!"